dtv

In kraftvollen Bildern voll herber Poesie schildert Ledda in seinem autobiographischen Roman das Schicksal des Hirtenjungen Gavino. Nur vier Wochen besucht Gavino die Schule im Bergdorf Siligo, dann zerrt ihn der Vater gewaltsam aus dem Klassenraum und zwingt ihn zum Hüten der Schafe. Statt Lesen und Schreiben lernt er die Einsamkeit kennen, hält Zwiesprache mit der Natur. In dieser Welt aus archaischem Schweigen und roher Gewalt aber trägt sich auch die Geschichte einer Befreiung zu.

Gavino Ledda wurde 1938 in Siligo auf Sardinien geboren. Nach Abschluß seiner sprachwissenschaftlichen Studien in Rom lehrte er an der Universität von Sassari Linguistik. Sein erstes Buch »Padre Padrone« wurde 1975 mit dem »Premio Viareggio« ausgezeichnet und in viele Sprachen übersetzt; berühmt wurde die Verfilmung durch die Brüder Taviani. Ledda lebt heute wieder in seinem Heimatdorf.

Gavino Ledda

Padre Padrone

Roman

Aus dem Italienischen
von Heinz Riedt

Mit einem Nachwort von Richard Schwaderer
und einem Essay von Gavino Ledda

Deutscher Taschenbuch Verlag

Titel der Originalausgabe:
›Padre padrone. L'educazione di un pastore‹ (1975)

Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
finden Sie auf unserer Website
www.dtv.de

FSC
www.fsc.org
MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C019821

7. Auflage 2015
2003 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
© 1975 Gavino Ledda
© 2001, Patmos Verlag GmbH & Co. KG,
Artemis & Winkler Verlag, Düsseldorf und Zürich
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlagbild: Catherine Collin unter Verwendung einer Fotografie
von Deutsches Filminstitut – DIF, Frankfurt
Satz: Fotosatz Moers, Mönchengladbach
Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-13121-6

Am 7. Januar 1944 saß ich zum erstenmal auf einer Schulbank, drei Monate später als meine Kameraden. Offiziell gehörte ich zu den Sechsjährigen; in Wirklichkeit war ich erst vor kurzem fünf geworden. Aber da ich demselben Jahrgang angehörte wie meine Kameraden, mußte mich die Lehrerin aufnehmen. In den ersten Tagen machten sich die Kameraden über mich lustig, belachten meine Unwissenheit. Alle – Jungen und Mädchen – waren sie älter als ich. Viele wiederholten die Klasse. Und sie taten mir gegenüber recht forsch: Sie konnten die Grundstriche schon malen und Vokale und Konsonanten lesen und schreiben. Glücklicherweise hatte ich Pizzente als Banknachbarn, der so alt war wie ich und auch am selben Tag in die Schule gekommen war. Unsertwegen mußte die Lehrerin noch einmal ganz von vorn anfangen. Eine Zeitlang war Pizzente ebenso befangen und schüchtern wie ich; aber schon bald reagierte er mit Herausforderung: als bockiger Schüler, der lieber alles andere lernen wollte als Lesen und Schreiben.

Ich weiß noch, daß mein Banknachbar stets unordentlich war: Er hatte nie eine Schulmappe oder Hefte dabei und paßte auch im Unterricht nicht auf. Wenn die Lehrerin den anderen die einzelnen Buchstaben mit deutlichen Mundbewegungen vorsprach und ich schweigend meine Grundstriche machte, knöpfte er sich oft die Hose auf und produzierte mit vorsichtigen Körperverdrehungen den nächsten Nachbarn sein Spätzchen. Für ihn war dies eine Mutprobe, mit der er beweisen wollte, daß er sich von niemandem einschüchtern ließ. Die ganze Klasse geriet darüber in Aufruhr. Wenn die Lehrerin nicht mehr anders konnte, schlug, tadelte und bestrafte sie ihn. Bemerkten ihn jedoch nur wenige und die Aufmerksamkeit der Klasse litt nicht darunter, zog sie es

vor, ihn gar nicht zu beachten. Dann fühlte sich Pizzente wirklich als der Stärkere.

Ging die Lehrerin einmal hinaus, stellte er sich auf die Bank und reizte in aller Offenheit unsere Neugierde und begleitete seine Exhibition mit einem Lachen, das noch anmaßender war als das Lachen derjenigen, die ihre Buchstaben schon gut malen konnten. Einige Kameraden machten es ihm nach. Die Mädchen taten zwar schamhaft empört, konnten aber ihre Neugier nicht ganz verbergen. Doch für die meisten, darunter für mich, war das, was sich hier abspielte, ein Ärgernis und eine Schande. Ich fühlte mich sogar schuldig, als hätte ich diese Bravourstücke selbst vollbracht. Die Angeberei meines Kameraden verstärkte meine Schüchternheit nur noch. Zudem mußte ich ja die verlorene Schulzeit aufholen und den Abstand überwinden, der mich ohne eigenes Verschulden von meinen Kameraden trennte. Ich durfte mich nicht von Pizzente ablenken lassen. In den Pausen bat ich die Mitschülerinnen und Mitschüler, mir bei der Niederschrift von Vokalen und Konsonanten zu helfen, die sie selbst ja schon einigermaßen flüssig schreiben konnten.

Meine Schulerfahrung dauerte gegen meinen eigenen Willen und gegen den Willen der Lehrerin kaum mehr als einen Monat und endete, lange bevor ich zu einem wirklichen Schüler geworden war. Meine Lehrerin mochte mich sehr. Und viele Mitschüler und Mitschülerinnen, die in den ersten Tagen über mich gelacht hatten, waren inzwischen dadurch für mich eingenommen, daß ich ihnen die Grundstriche, die Konsonanten und Vokale abgeschaut hatte. Aber während die Tage verflossen, arbeitete die Zeit unerbittlich gegen mich. Eines Februarmorgens, die Lehrerin ließ mich gerade etwas an die Tafel schreiben, stürzte sich mein Vater, in der festen sittlichen Überzeugung, daß ich sein Eigentum war, und mit dem harten Blick eines ausgehungerten Falken *(de unu astore famidu)* auf die Schule. Laut und ungestüm kam er in die Klasse. Ging wortlos zum Katheder, grüßte die Lehrerin mit einem knappen Guten Tag. »Guten Tag«, erwi-

derte die Lehrerin, als er sich stocksteif und verdrossen ob der Situation vor sie hinpflanzte.

Bei seinem Anblick verstummten alle Schüler auf ihren Bänken. Mein Vater kam sofort zur Sache.

Seine Hirtenkleidung drückte Stolz und Würde aus: Barchenthose, glatte Samtjacke, Stiefel, steife Mütze *(craccas e zizía)*.

Anfangs gelang es ihm freilich nicht, seine Erregung zu verbergen. Seine Augen blitzten.

»Ich will den Jungen holen. Er muß die Schafe hüten und sie bewachen … Er gehört mir. Und ich bin allein. Ich kann die Herde nicht unbewacht lassen, wenn ich hierher nach Siligo komme, um die Milch in die Molkerei zu bringen oder Proviant zu holen. Ich habe noch anderes zu tun als Schafe zu hüten. Will ich mit Anstand leben, ohne meinen Nächsten zu bestehlen, muß ich einen Teil des Weidelandes für den Familienunterhalt, *pro su fittu de domo*, mit Getreide anbauen. Gavino wird, so klein wie er ist, die Schafe hüten, wenn ich die Getreidestoppeln unterhacke oder die Reben beschneide oder im Olivenhain arbeite, den ich mir angelegt habe … Sie sehen, das alles kann ich gar nicht allein machen, wenn ich auch noch die Schafe hüten muß. Paßt aber niemand auf sie auf, dann gehen sie mir noch an die Reben oder ans Getreide; und wir können nicht ein ganzes Jahr lang ohne Brot leben … Also, Gavino hütet die Schafe, und ich kümmere mich um alles andere, um seine kleineren Geschwister durchzubringen … Ich habe nicht das Geld, auch noch Lebensmittel für sie zu kaufen. Das Geld, das ich für die Schafsmilch bekomme, reicht gerade für die Kleidung und die anderen Sachen, die wir Hirten nicht selbst produzieren können. Kartoffeln, Getreide, Zwiebeln und Saubohnen muß ich selber anbauen … Es tut mir ja leid, daß ich ihn wieder mitnehmen muß, aber ohne ihn komme ich nicht zurecht. So ist es schon immer mit uns Hirten gewesen. Überall gibt es Banditen, und das wissen Sie genau, Frau Lehrerin.«

»Gavino ist doch noch viel zu klein! Wie soll er da die Schafe hüten und die Banditen abschrecken? Sein Einsatz wird sinnlos sein … Hier lernt er erst fürs Leben, bevor er ins Leben hinausgeht. Er hat noch keine Federn, um fliegen zu können.«

»Was wissen Sie von Schafzucht? Ein Hirte kann ohne Federn fliegen.« Seine Stimme wurde entschieden.

»Der Junge braucht, um Schafe zu hüten, nicht erst groß zu sein, und was die Banditen angeht, da reicht ein kräftiger Atem. Seine Stimme wird ja ausreichen, damit er mich von der einen Senke bis in die andere rufen kann, wenn's nötig ist. Mein Weideland ist nicht sehr groß. Aber die Schafe wechseln rasch und streiten sich um die paar Grashalme und die besten Eicheln *(sos pagos runcos de eva e sa mezzus lande)*. Oft drängen sie sich in einer Senke zusammen, um sich vorm Wind zu schützen, und sind dann plötzlich weg. Wenn ich auf der einen Seite auf meinen Feldern arbeite, brechen sie mir plötzlich auf der anderen aus, und dann machen sich die Banditen und der Fuchs über sie her … Der Fuchs! Jawohl! Der Fuchs! Auch der ist eine ständige Gefahr. Besonders, wenn die Schafe werfen … Er holt sich die Lämmer, und ein Lamm, das ist viel für einen armen Hirten wie mich. Wissen Sie, daß die Armut uns Hirten verbietet, je Lammfleisch zu essen, ganz gleich, was die Leute sagen … Wer sich an Lammfleisch satt ißt, der stiehlt's. Mit dem, was ich für ein Lamm kriege, kann ich meine Familie zehn Tage lang mit Brot und Makkaroni durchbringen … Die Lämmer, die meine Herde wirft, muß ich wie meine Augäpfel hüten … Gavino ist nicht der erste, und er wird auch nicht der letzte sein, dem es so geht … Auch ich habe meine Kindheit so zugebracht. Kindheit! Ha! Ich hab vor der Zeit erwachsen sein müssen, und die Alten haben mich mitten im Winter als Wache gegen die Füchse eingesetzt … Ich habe schon Schafe gehütet, als ich noch die Mutterbrust nötiger gebraucht hätte als das Schafseuter.«

Eine Stille folgte, und es war, als gäbe es in dem Klassen-

zimmer nur seinen Willen und sonst nichts. Als wollten sogar Lehrerin und Schüler auf dieses schreckliche Schweigen lauschen.

»Ich werde einen ausgezeichneten Hirten aus ihm machen, der Milch, Käse und Fleisch für die Familie beschafft. Das muß er nicht in der Schule lernen. Erst soll er zusehen, daß er heranwächst. Wenn er groß ist, wird er ebenso wie viele andere die fünfte Volksschulklasse nachholen, bevor er zum Militär kommt. Die Schule ist für die Reichen da, für die Löwen: Wir sind nur die Lämmer.«

Meine Kameraden lauschten auf diese heftige, ungestüme Rede wie auf den ersten Blitz und Donner eines Unwetters, das schon bald auch über sie hereinbrechen würde.

Ich stand wie gelähmt vor der Tafel, als hätten mir seine Worte die Füße auf dem Podest festgenagelt. Und auf einmal mußte ich weinen wegen dieser schrecklichen »Sprache der Realität«. Ich klammerte mich an die Lehrerin, als wollte ich am Horizont der neuen Realität das schreckliche Wetterleuchten vergehen und den Donner ausklingen lassen, die aus Augen und Mund meines Vaters hervorgegangen waren, das ganze Klassenzimmer ausgefüllt und die Gedanken meiner Mitschüler wie mit einer dunklen Vorahnung bestürmt hatten.

So an die Lehrerin geschmiegt und das Gesicht in meinen rechten Arm versteckt, verging das grelle Licht sofort; der Donner, der in meinem Sinn die fürchterlichsten Dinge anzukündigen schien, verrollte am Himmel und über den Wäldern einer Landschaft, die ich mir schon vorstellte. Die Lehrerin ließ mich ein wenig ausweinen. Aber dann begann auch sie, mich auf die triste Realität vorzubereiten, mich in meiner ganzen Unschuld zu überreden.

»Du wirst ein großer Hirte werden. Dein Vater wird dich lehren, Schafe und Kühe zu melken. Sie sind sehr schön, weißt du! Und draußen auf dem Land gibt es viele Blumen und Gras und Bäume voller Vögel, die alle zwitschern und singen. Sie bauen ihre Nester in den Büschen, auf der Erde

und in den Bäumen, und du kannst so viele fangen, wie du willst. Hier in Siligo gibt's das alles doch gar nicht!«

Dies flüsterte sie mir zu, wobei sie mir über die Haare strich und mir die Tränen mit ihrem Taschentuch trocknete. Mein Vater stand stocksteif in seiner Hirtenkleidung daneben und wartete, bis ich mich an die Wahrheit gewöhnen würde, die allzu rasch gekommen war. Aber selbst seine Starre verriet eine unerträgliche Verlegenheit. Und während er mich beim Hinausgehen zur Tür schob, mußte er, wie um damit sein Unbehagen loszuwerden, vor der Lehrerin und den von seiner Rede ganz benommenen Schülern nach weiteren Rechtfertigungen suchen.

»Ich brauch ihn draußen auf der Weide … sonst kann ich meine Familie nicht ernähren. Ja, würde die Regierung einen Mann bezahlen, der mir die Schafe hütet oder irgendwie hilft, würde ich ihn ja auch … lernen lassen. Der Junge ist mein. Was will die Regierung? Sollen meine andern Kinder verhungern, nur damit er zur Schule gehen kann? Nein. Nein. Ich nehme den Jungen mit und lasse ihn arbeiten, weil mir nichts anders übrigbleibt. Ich will doch sehen, was mir dieses mistige Gesetz anhaben kann. Ich habe ein ruhiges Gewissen! Aber dieses Gesetz hat kein Gewissen: den Schulbesuch zum Zwang erklären. Und die Armut? Ja, die ist wirklich ein Zwang.«

Mit Tränen in den Augen und mit diesem Donner, der noch in meinem Kopf rumorte, blickte ich zum letztenmal auf das Klassenzimmer, als wollte ich es mitnehmen, musterte alle Bänke. Stumm verabschiedete ich mich von jedem meiner Mitschüler und prägte sie mir gut ein, um sie nie zu vergessen. Noch einmal sah ich mir die Gegenstände an, die meine Vorstellungskraft am meisten angeregt hatten: Tafel, Katheder und Landkarten.

»Nur Mut, Gavino«, flüsterte die Lehrerin. Sie schloß langsam und behutsam die Tür, und Stückchen um Stückchen blieb ihr Lächeln dahinter zurück.

Draußen vor dem Schulzimmer kam ich mir plötzlich wie ein Hase vor, den ein Hund aus seinem Bau gescheucht hat *(iscovada dae sa tana)* und auf den nun Jäger schießen, die er nicht sehen kann, auch wenn ihn ihre Schüsse schon verwunden. Während ich die Treppen des Gemeindehauses hinunterstieg, dröhnten in meinem Kopf noch die Worte und Sätze, die mein Vater gesagt hatte: »Er wird die Schafe hüten, wenn ich die Getreidestoppeln unterhacke … die Reben beschneide … für seine kleinen Geschwister … Er ist der Älteste und muß den anderen helfen, damit sie aufwachsen können und nicht vor Hunger sterben …«

Ich liebte meine Geschwister und wollte nicht, daß sie vor Hunger starben. Für einen Augenblick sah ich in meiner Phantasie die Kleinen, wie sie mich baten, meinem Vater zu folgen. Und so war ich nach den ersten Tränenausbrüchen auch bereit, ihm nachzugeben, ohne Haß auf ihn zu verspüren. Und die Zeitspanne zwischen dem Verlassen des Klassenzimmers und dem Eintreffen zu Hause reichte aus, mich auf meinen Weggang vorzubereiten.

»Mariantòò!! Mintòò!!« rief mein Vater zu Hause.

»Hier bin ich«, erwiderte meine Mutter vom Speicher, wo sie den Proviant für Vater und seinen Hund in den wollenen Quersack *(in sa bertula)* verstaute.

»Mach Gavino fertig! Beeil dich! Ich nehme ihn mit«, schrie er erregt. Meine Mutter erhob keine Einwände. Vielleicht wußte sie schon Bescheid. So war ich in weniger als einer halben Stunde ein anderer: mit Barchenthose, Stiefeln und Mantel. Ein richtiger Hirte! Vater hatte mittlerweile den Esel aufgezäumt. Er riß die Läden auf und kam hastig ins Haus. »Bist du soweit?« Ich nickte und ging zur Haustür. Der Esel stand schon mit seiner Last aufbruchbereit. Er war noch am Mauerring *(a sa loriga)* festgebunden, stampfte, schlug sich mit den Hufen an den wolligen Bauch und bewegte seinen Schwanz, als wären dies Vorbereitungen zum Aufbruch. Mein Vater band den Esel vom Mauerring los. Er ließ den Strick *(su murrale)* einen Augenblick auf die Erde hängen,

schleuderte mich fast auf die Kruppe, legte dann die linke Hand auf die Mähne, saß mit einem einzigen Schwung auf, preßte seinen Hintern kräftig gegen den Sattel, schlug seine herunterhängenden Beine an den Esel, reckte sich kerzengerade auf, schwang den Strick und brachte solcherart unser Beförderungsmittel auf den Weg, der zum Pferch führte, *a su guíle*!

Stumm auf der Kruppe sitzend, horchte ich auf den Trott des Tieres, das mich zum Takt der Hufe jedesmal gegen die Schultern meines Vaters warf. Der erschien mir in seiner Samtjacke zum erstenmal kräftig und stämmig. Gleich darauf kamen wir an der Schule vorbei. Und da ging mir so vieles durch den Kopf. Doch der Esel in seinem Trott ließ die Schule hinter sich und ebenso die Kameraden, die ich mir eingeprägt hatte. Ich war ja nun kein Schüler mehr. Ich war schon ein Hirte. Ich sah mich nach der Schule um, wandte mich um auf der Kruppe des Esels, dessen Bewegungen sie auf und ab schwanken ließen, als wirkte das Erdbeben jener Worte noch auf sie nach. Und im Nu entschwand ihr Dach unter den Stößen der Kruppe. So ging meine Schule für immer in meine Erinnerung ein. Als wir die letzten Häuser von Siligo hinter uns gelassen hatten, waren wir schon nach einem kurzen Trott mitten auf dem Land.

Das Tier kam auf der steinigen Staubstraße gut voran, setzte seine Hufe zwischen einen Stein und den andern und entfernte sich rasch von Siligo: Es beförderte mich ebenso, wie es sonst Hundefutter, Schweinefutter und das Saatgut befördert hatte, das mein Vater auf dem Brachland aussäte. Auch ich war so etwas wie ein Saatkorn, das allein auf unserm Feld aufgehen und sprießen *(naskere e tuddire)* durfte und sich an die Gesetze des Pflanzenreichs auf dem Brachfeld der Einsamkeit zu halten hatte wie alle Hirtenjungen auf Sardinien.

Immerhin war es ein schöner Tag, und der Ritt gefiel mir. Die Täler und Berge in der Ferne sah ich von der bewegten Kruppe des Tieres ganz so, als tanzten sie zu meinem Emp-

fang. Das alles fand ich lustig. Aber gleich fiel mir wieder Siligo ein. Die Worte der Lehrerin und die Rede meines Vaters klangen mir noch in den Ohren. Freilich war ihr Sinn jetzt ein anderer: Sie trösteten und machten Mut.

Unterwegs trafen wir manchmal auf andere Hirten, die meinen Vater mit gewohnten, oft völlig sinnlosen Redensarten oder auch mit irgendwelchen Bemerkungen grüßten, nur um nicht stumm aneinander vorbeizureiten. Die Straße war schmal, und diese Begegnung aus nächster Nähe besiegte zumindest einen Augenblick lang das Mißtrauen, das man normalerweise füreinander empfand.

Aus diesen Begegnungen entstanden oft Freundschaften. Diesmal sagten einige allerdings mehr als den gewohnten Gruß; das ergab sich schon fast zwangsläufig aus der Situation.

»Da kannst du ja endlich dein Land in Ruhe bearbeiten«, sagte der eine. »Jetzt, wo ihr zu zweit seid, wird's besser gehen: Einigkeit macht stark. Und wenn der Junge sofort daran gewöhnt wird, kriegt er keine Laster und lernt unser Handwerk.«

»Na! Du fängst ja schon zeitig an, dein Fohlen zu bändigen. Hoffentlich ist es brav«, sagte ein anderer, der auf einem Esel in die entgegengesetzte Richtung ritt und weiterredete, bis er außer Sichtweite war.

»In dem Alter holst du ihn dir schon aufs Feld?« fragte ein dritter. »Bringst du ihn weg, damit er abgestillt wird *(ti che lu giughes al istittare)*?«

Mein Vater, der auf seinem Sattel saß und nichts als seine Pläne im Kopf hatte, achtete nicht sonderlich auf dieses Gerede. Wie besessen von seinem Arbeitsdrang, trieb er den Esel zur Eile an, schlug ihm die Absätze in die Flanken.

Nach anderthalb Stunden Trott kamen wir zu unserm Weideland. Plötzlich tauchte mit ihrem strohgedeckten First die Hütte *(sa pinnetta)* auf, ringsum dichtbelaubte Bäume, deren Zweige sich im Wind berührten. Der Hund Rusigabedra (Steinknabberer) bellte zur Begrüßung und kam uns

schweifwedelnd entgegen. Er stellte sich auf die Hinterbeine und schnüffelte am Proviant. Auf dem Platz vor dem Pferch stieg mein Vater vom Esel und hob mich herunter. Die Hütte, die ich bis dahin nur gelegentlich gesehen hatte, kam mir schön vor. Ich lief hin, um sie besser zu betrachten, um sie richtig kennenzulernen. Durch die nach Süden gehende Tür trat ich ein, und meine Blicke glitten über das Dachinnere und das Gebälk voller Ruß. Von dem Stein in der Mitte, der Feuerstelle, stieg der Rauch bis zum Giebel. Da war noch das Feuer, das mein Vater zurückgelassen hatte: Glut und Asche. Er entfachte es mit dem Handblasebalg, und wir wärmten uns die vor Kälte starren Hände.

»Gleich machen wir richtig Feuer, und dann essen wir«, sagte mein Vater. »Holen wir jetzt Holz.«

Wir traten aus der Hütte und schleppten Holz herbei. Rusigabedra folgte uns überallhin. Noch einmal ging mein Vater hinaus, um dem Esel seine Last abzunehmen. Er hatte ihn an eine Eiche gebunden. Er nahm ihm den Packsattel ab und band ihn los. Er nahm sich den Quersack mit dem Proviant vor den Bauch und trug ihn in die Hütte. Dort stellte er ihn ab. Der Hund kläffte meinen Vater freudig an. Der warf ihm ein Kleiebrot zu. Rusigabedra stellte sich auf die Hinterbeine und schnappte das Brot auf. Vater holte auch unseren Proviant. Er machte das Brot am Feuer warm und richtete uns ein improvisiertes Essen her.

Auf das erste Essen in der Hütte folgte die erste Erkundung des Geländes. So begann die Hirtenschule. Bei diesem ersten Gang gab Vater sich Mühe, mir beizubringen, wie ich mich orientieren konnte auf freiem Feld und im Wald. Er versuchte, mir die besonderen Merkmale des Geländes einzuprägen, zeigte mir die Eichen, die wegen ihrer Form, ihrer Größe, ihres gekrümmten Wuchses oder auch wegen ihrer vom Blitzschlag verdorrten Äste auffielen: Löcher und Höcker

(tuvas e thoccas). Oder er wies auf Felsbrocken und Büsche *(crastos e barrasolos)*. Mit seiner ganzen Erfahrung half er mir, diese Einzelheiten im Zusammenhang zu sehen: mir einen Überblick über ihre natürliche Anordnung zu verschaffen, damit ich feste Anhaltspunkte hätte für den Fall, daß ich allein wäre oder mich verlaufen würde.

»Du mußt das freie Gelände und den Wald Punkt für Punkt kennenlernen und dir die besonderen Merkmale der Bäume, der Brombeersträucher, der Eichen, des ganzen Geländes mitsamt den Schluchten *(de su terrinu e de sos iscameddos)* einprägen. Von jetzt an bleibst du hier allein und mußt dich von jeder Stelle aus orientieren können. Siehst du die breite Eiche da unten? Sie heißt *s'àvure manna*, der große Baum. Das Tal hier heißt *su addiju de su palone*. Den bewaldeten Hügel dort oben nennen sie *su montiju de su carrasu*, der Kadaverhügel. Und da drüben die kleine Lichtung heißt *su pianu de su aladerru*, die Lichtung des wilden Olivenbaums. Der Berg über uns ist der *Monte Santu*. Die beiden Felsen an seinem Fuß heißen *sa rocca de thiantina*, der Felsen der *thia Antina* und *rocca de su nidu de s'untusu*, der Felsen zum Geierhorst. Die Gegend hier heißt Baddevrustana. Weißt du, das alles ist von den Alten so benannt worden. Diese ganzen Einzelheiten brauchst du nicht nur zu deiner Orientierung, sondern auch, damit du mir sagen kannst, wo sich die Herde und der Esel, wo sich unsere Tiere befinden, wenn ich dich danach frage. Jetzt ist unsere Herde zum Beispiel *in issu addiju de s'ampidda*, im Tal des Aals, und der Esel *in sa tuppa de sos suesos,* im Herzen der Korkeichen.«

Ich hörte aufmerksam auf seine Beschreibungen und seine ›Naturmathematik‹; und ich war hingerissen, als wäre sein Mund der Schmelzofen, darin die Dinge zur Realität werden, und sähe sie durch einen Zauber entstehen. Mein Vater schien mir der Schöpfer dieser Welt zu sein, die er für mich zum Leben erweckte. Während dieser seiner ersten ›Lektion‹ kamen wir auch nach *issu addiju de issa ampidda,* nämlich zu unserer Herde: neunzehn Schafe und ein Hund.

So groß war damals unsere Herde. Es waren auch ein paar Lämmer dabei. Mein Vater griff sich eines, damit ich es anfassen und streicheln konnte. Es hatte eine weiche, krause Wolle. Es keuchte. Das Herz schlug ihm bis an die Rippen. Es blökte und prustete. Als ich es an meine Brust drückte und streichelte, stellte sich ein Schaf vor mich hin und blökte klagend und tat ganz ängstlich. »Das ist seine Mutter«, sagte mein Vater, der bei dieser Gelegenheit gleich seine Lektion fortsetzte. Auf ein Zeichen meines Vaters ließ ich das Lamm aus meinen Armen los. Es lief zu seiner Mutter und stupste mit dem Mäulchen *(cun su muzzighile)* sofort heftig gegen ihr Euter.

Es stupste mit Macht und sog und drückte mit seiner Zunge die Zitze. Seine Mutter fuhr ihm mit dem Maul über den kleinen Hintern. Da erregte sich das Lamm beim Saugen und wirbelte seinen kleinen Schwanz herum.

»Es saugt.«

Ritt mein Vater in der ersten Zeit nach Siligo, um die Milch hinzubringen und den Proviant einzukaufen, ließ er mich nie allein in den Hügeln, sondern nahm mich stets auf der Kruppe des Esels mit und ließ mich auch öfter einen oder zwei Tage im Ort. Er tat dies, um mich ganz allmählich und nicht so gewaltsam an die Einsamkeit des Hirten zu gewöhnen. Für mich waren das angenehme Tage. Denn an diesen beiden Tagen erneuerte ich die Freundschaft mit meinen Kameraden in Siligo. Aber für meinen Vater wurde es dann schwerer, mich zu den Schafen zurückzubringen.

»Kommst du heute mit raus?«

»Nein.«

»Ich habe ein Amselnest mit vier Eiern gefunden.«

»Wie sind denn die Eier? Sagst du's mir?«

»Grünlich mit bräunlichen Flecken.«

»Zeigst du sie mir auch?«

»Ja, wenn du mitkommst, gehen wir heute abend hin und schauen sie uns an. Das Nest ist groß und sehr hübsch.«

»Wie sieht's denn aus?«

»Außen ist es aus Heu. Innen ist es mit Wolle ausgelegt; die verlieren nämlich die Schafe an den Brombeerbüschen und am Gestrüpp, wenn sie daran vorbeistreifen… Dann habe ich noch ein Lerchennest auf der Erde entdeckt: *est già a puzzoneddos*, da sind schon Junge drin!«

Dinge, die mich so neugierig machten, daß meine Kameraden in Siligo an dem Tag für mich nicht mehr existierten. Mit derlei Kniffen brachte mich mein Vater wieder zu den Hügeln zurück, ohne daß ich es eigentlich gewahr wurde.

Die ersten Monate, während meiner Eingewöhnung an das Leben draußen, war mein Vater nicht gar so streng mit mir. Wenn er nach zwei, drei Tagen wegen des Proviants wieder nach Siligo mußte, brachte er mich nach Hause, damit meine Mutter mich wusch und ich wieder verschnaufen konnte. So war ich teils draußen und teils im Dorf. Doch ich hatte immer weniger Lust, zu den Schafweiden zurückzukehren. Die Nester der Lerchen und Amseln und Elstern *(de issas chilàndras, de issas mérulas e de issas pígas)* mit ihren gefleckten oder bunten Eiern, die der Vater zufällig fand, wenn er die Schafe hütete, waren schon bald nicht mehr genug, um meine Phantasie anzuregen und mich neugierig und fröhlich zu machen.

Es war die Nistzeit, aber jetzt hatte er mir schon genug Nester gezeigt, und ich kannte fast alle Vogelarten der Gegend. Und er konnte schließlich keine neuen erfinden, damit ich ihm freiwillig auf den Leim ging. Zudem kürzte er meine Aufenthalte in Siligo immer mehr. Am Ende fiel ihm kein neues Zuckerbrot mehr ein, wofür ich ihn freiwillig hinaus aufs Land begleitet hätte. Wenn mich in der ersten Zeit die Neugierde auf die neue Gegend und die Natur von den Abwechslungen weggelockt hatte, die mir Siligo bot, so weckte jetzt die Eintönigkeit des Lebens draußen in mir die Sehnsucht nach der Welt, die ich verlassen hatte.

So erfolgten für mich die Trennung vom dörflichen Leben, das erzwungene Fernbleiben von der Schule und die daran anschließende »Deportation« nach Baddevrustana, acht Kilometer von Siligo entfernt; ich akzeptierte dies alles – zwischen dem einen und dem nächsten Stückchen Zuckerbrot – aus Liebe zu meinen Geschwistern, die ja sonst hätten verhungern können. Aber stillschweigend konnte ich meinem Vater doch nicht folgen. Können Kinder auch nichts gegen Erwachsene ausrichten, so protestieren sie immerhin. Zumindest durch klägliches Weinen. Natürlich war ich nicht daran schuld, daß Vaters Zuckerbrot jetzt nicht mehr den gewünschten Erfolg hatte. Und er mußte mich wie auch immer entwöhnen. Schon im dritten Monat wurde die Erziehung strenger. Mein Vater ging zur zweiten Etappe über. Er begann damit, daß er mich allein bei der Herde zurückließ, wenn er nach Siligo ritt. Damit mir aber die Trennung von meinen Geschwistern nicht allzu schwerfallen sollte, brachte er mich noch einmal wöchentlich ins Dorf. Aber jetzt durfte ich nicht mehr in Siligo bleiben; mein Vater brachte mich noch am gleichen Tag, fast immer noch am gleichen Vormittag zu den Schafen zurück. So war ich selten länger als eine, höchstens zwei Stunden mit den Geschwistern oder Freunden zusammen. Und doch reichte diese Zeit, die unzertrennlichen Bande zwischen uns zu festigen, so daß ich nie ohne Weinen fortging.

Vater mußte den Esel zu einer bestimmten Zeit satteln, dann rief er mich. Von Freude und Spiel wechselte ich unvermittelt zum Protestweinen und hoffte vergeblich, Vater dadurch zu bewegen, mich in Siligo zu lassen. Aber ich war ein Lamm, das abgestillt werden mußte *(fio un anzone de istittare)* und das Vater zu einer fremden Herde tat, damit es nicht mehr bei seiner Mutter saugen sollte. Es war an der Zeit, daß der Hirte das Mutterschaf allein molk und das Lamm sich von Gräsern und Sträuchern selbst ernährte. Und wie ein Lamm blökte auch ich meinen Schmerz hinaus. Mein Vater aber setzte die ganze Strenge der Erziehung ein,

die er kannte und vielleicht auch selber durchgemacht hatte. Auf mein Weinen und Blöken durfte er gar nicht eingehen. Einmal gelang es mir, ihn zu überlisten. Ich versteckte mich. Und als ich ihn zur Aufbruchzeit rufen hörte, machte ich es nicht wie ein Esel, der dem Ruf seines Herrn folgt und sich den Packsattel auflegen läßt. Mein Vater hatte es eilig, zu seinen Schafen zurückzukommen, und konnte keine Zeit damit verlieren, mich zu suchen. So ritt er allein davon, und ich konnte noch den ganzen Abend und dann bis zu seiner Wiederkehr mit meinen Kameraden aus Siligo herumtoben und die Spiele lernen, die sie kannten.

Bei einer dieser Gelegenheiten schloß ich mich einer Gruppe von Jungen an, die größer waren als ich. Mein Vater existierte für mich nicht mehr. Und beim Herumstreifen mit diesen Streunern, die fast alle die Schule geschwänzt hatten, so wie ich die Rückkehr auf die Schafweide, stießen wir auf die Hütte von Tore.

»O compà! He, Kumpel!«

»Was denn?«

»Gehen wir in die Hütte und sehen wir mal, wer sich als erster einen abziehen kann. Das letzte Mal hat Baingio gewonnen, aber jetzt bin ich doch mal neugierig!«

»Gehen wir«, sagte Juanne, »heute fordere ich euch alle heraus!«

Und die ganze Bande ging in die Hütte. Wir hockten uns im Kreis auf den Boden vor die Rundwand der Hütte. Die Größeren machten sich die Hosen auf zum Erstaunen der Kleineren, die wie ich noch nicht wußten, was da geschehen würde.

Ich und zwei, drei andere, die so alt wie ich oder noch jünger waren, saßen als verlegene Zuschauer da. Dieselbe Verlegenheit hinderte uns aber, fortzugehen. So mußten wir den bevorstehenden Wettkampf miterleben.

»Wir sind fertig… Keiner darf vorher anfangen.«

»Ich spiel nicht mit… Du hast schon vorher angefangen… Hör auf…!«

»Schon gut! Fangen wir noch mal an!«

»Los!«

Alle masturbierten in dieser unbequemen Stellung eine halbe Minute lang um die Wette. Dann kamen einander widersprechender Rufe.

»Ich hab gewonnen…«

»Was hast du gewonnen? Ich war der erste! Ich hab vor dir die Hand hochgehalten!«

Zwei Tage danach kam mein Vater nach Siligo zurück und verprügelte mich, was das Zeug hielt. Er brachte mich wieder zum Pferch, und als ich allein mit den Schafen war, wollte ich auch versuchen, was Tore und seine Kumpane mir in den Kopf gesetzt hatten. Ich hockte mich hinter den Busch in den Windschatten und begann, mit meinem Spätzchen zu spielen. Zu meinem großen Vergnügen bekam ich gleich ein so angenehmes Kribbeln, daß ich mich schier besinnungslos und Bauch nach oben auf der Erde ausstreckte. Voller Seligkeit mitten im Gras. Ich versuchte es noch einmal nach drei oder vier Minuten: die gleiche Seligkeit. Und ringsum diese große Stille, in der nur das Schafsgeläute mich von Zeit zu Zeit daran erinnerte, daß ich ein Hirtenjunge war. Den ganzen Nachmittag wiederholte ich die Sache mindestens zwanzigmal, mal hier, mal dort hinter einem Busch, wo gerade eben die Schafe weideten: Mit knapp sechs Jahren und nach erst drei Monaten als Hirtenjunge hatte ich das einzige wirkliche Vergnügen der Einsamkeit entdeckt. Von dem Tag an war es immer das gleiche. Wenn ich nichts anderes zu tun hatte, zog ich mich hinter meine Lieblingsbüsche zurück, und meine dreißig, vierzig kleinen Masturbationen pro Tag nahm mir keiner. Mein Vater brachte mich freilich immer noch einmal die Woche nach Siligo. Ich nutzte das aus, um mich meiner gewohnten Gruppe anzuschließen. Einmal waren wir gerade mitten im schönsten Spiel, als ich hörte, wie mich mein Vater zum Aufbruch rief. Ich brach in hemmungsloses Weinen aus, heulte und schrie lauter als sonst und stampfte mit den Füßen. Ich hatte noch nicht gelernt,